

bisweilen von weitschweifiger Geschwätzigkeit gekennzeichnet sind, bringt Kraus in wenigen Strichen das Wesentliche auf den Punkt. Ein weiterer Mangel der sonst wertvollen Edition ist das Fehlen eines Personenregisters. Ayers hat zwar die vorkommenden Personen in den Fußnoten verifiziert. Hingewiesen sei besonders auf die zahlreichen, in Deutschland wenig bekannten Namen von italienischen Politikern und kirchlichen Würdenträgern. Ein Personenregister hätte jedoch darüber hinaus eine Hilfe geboten, auf die man ungern verzichtet. Was schließlich speziell den deutschen Leser anlangt, hätte sich dieser eine Edition gewünscht, die neben der englischen Übersetzung der Briefe den deutschen Originaltext bringt. Wer exakt wissenschaftlich arbeiten will, muss leider noch immer in die Archive gehen. Doch das alles schmälert nicht das Verdienst des Herausgebers, der für seine Arbeit auch von diesseits des Ozeans Dank verdient. *Otto Weiß*

ALFRED MISSONG: Christentum und Politik in Österreich. Ausgewählte Schriften 1924–1950. Hg. von ALFRED MISSONG jun. in Verbindung mit CORNELIA HOFFMANN und GERALD STOURZH (Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 55). Köln: Böhlau 2006. 476 S. Geb. € 45,-.

Alfred Missong gehörte mit Ernst Karl Winter, Hans Karl Freiherr Zessner-Spitzenberg und August Maria Knoll zu einer Gruppe österreichischer katholischer Politiker und Publizisten, die in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen eine Position einnahmen, die nicht unbedingt der offiziellen Linie des österreichischen politischen Katholizismus entsprach, wie sie ein Seipel, ein Dollfuß oder ein Schuschnigg vertraten. Ihr Programm wird deutlich in drei Begriffen, die sich in Veröffentlichungen aus ihrer Feder finden. Da ist zunächst der Begriff der »sozialen Monarchie«, dem Missong eine Schrift gewidmet hat. Er gibt recht gut wieder, was Ernst Karl Winter mit der Aufforderung »rechts zu stehen« und »links zu denken« sagen wollte. Mit anderen Worten, die Betroffenen waren zwar konservativ, waren – wenigstens zu Beginn – überzeugte Monarchisten, ihr ausgeprägtes soziales Engagement unterschied sie jedoch von führenden Konservativen. Der Appell Winters findet sich in einer Programmschrift der Gruppe mit dem Titel »Die österreichische Aktion« aus dem Jahre 1927, womit ein weiterer Begriff genannt ist, der sich mit dieser Gruppe verbindet. In der Schrift bekannte sich diese zu einem spezifisch österreichischen Menschentum, das keinen Raum für einen wie immer gearteten »Anschluss« an Deutschland ließ. Dieses Bekenntnis kristallisierte sich schließlich in einem dritten Begriff, dem der »österreichischen Nation«. Insbesondere Alfred Missong wusste sich als »Entdecker« der »österreichischen Nation«, nicht als deren »Erfinder«, wie ihm nachgesagt wurde, da es diese Nation nach seiner Ansicht schon immer gab. Tatsächlich jedenfalls waren es die Genannten, Alfred Missong an der Spitze, die nach dem Desaster des Ersten Weltkrieges und dem Untergang der Donaumonarchie als Erste die Lebensfähigkeit des deutschsprachigen »Restösterreich« bejahten, wobei jedoch bei Missong immer auch die Idee einer Donauföderation, mehr noch eines christlichen Paneuropa, mitschwang. Mit ihrem Ja zu Österreich als einer selbständigen »Staatsnation« stellten sie sich gegen die vorherrschenden großdeutschen Vorstellungen der Sozialisten wie der Christlichsozialen, die allein im »Anschluss« eine Zukunft für »Deutschösterreich« erblickten. So wurden sie zu den Wegbereitern der »Nationwerdung« Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg.

Bis heute allerdings ist die Gedankenwelt dieser Gruppe kaum von der österreichischen Geschichtswissenschaft aufgearbeitet. Immerhin sind zu Ernst Karl Winter einige Studien erschienen, und es war der Herausgeber vorliegenden Werkes, Alfred Missong jun., der bereits 1969 ausgewählte Aufsätze Winters veröffentlichte. Zu Missong sen. jedoch, der 1902 in Höchst am Main geboren wurde und 1965 in Mistelbach (NÖ) starb, fehlten vergleichbare Arbeiten, sieht man von der (ungedruckten) Diplomarbeit von Cornelia Hoffmann aus dem Jahre 1994 ab. So war es an der Zeit, dass Missong endlich stärker in das Blickfeld der Historiker gerückt wurde. Ob es einer objektiven Betrachtung zuträglich ist, dass ausgerechnet der Sohn Missongs, der lange Jahre im österreichischen diplomatischen Dienst tätig war, die Auswahl und Kommentierung der Aufsätze seines Vaters übernahm, kann allerdings bezweifelt werden, auch wenn es fast einer österreichischen Tradition entspricht: von Ernst Karl Winter bis hin zu Schuschnigg haben ihnen nahe Verwandte Veröffentlichungen gewidmet.

Insbesondere der von Missongs Sohn verfasste Lebensaufriß seines Vaters – von dem sich dessen ebenfalls in dem Buch zu findende kurze Selbstbiographie wohltuend abhebt – müsste da und

dort korrigiert werden. So fällt auf, dass Missongs übersteigertes Antigermanismus mit all den damit verbundenen Vorurteilen und fragwürdigen völkerspsychologischen Wertungen nicht ideologiekritisch hinterfragt wird, ja offensichtlich von dem Herausgeber sogar geteilt wird (einige bedenkenswerte kritische Anmerkungen finden sich jedoch in dem ausgezeichneten kurzen Beitrag des Historikers Gerald Stourzh). Vor allem eine Feststellung befriedigt nicht: Missong habe als langjähriger Mitarbeiter der von dem betont antisemitischen Franz Xaver Eberle herausgegebenen Wochenschriften »Das Neue Reich« und »Schönere Zukunft« notgedrungen Dinge schreiben müssen, die eigentlich nicht seiner Überzeugung entsprachen, wie er auch später, um (Eberle?) nicht zu missfallen, in Dietrich von Hildebrands »Christlichem Ständestaat« unter einem Pseudonym schrieb. Man fragt sich, warum er nicht offen gegen Eberle Stellung bezog? In diesem Zusammenhang ist auch nach den Auswahlkriterien des Herausgebers zu fragen. Wurde nur das aufgenommen, was zu Missongs Gunsten spricht? So fehlt etwa der antisemitisch angehauchte Beitrag zur »Schöneren Zukunft« über Karl von Vogelsang und die »Judenfrage« vom Juni 1928, wohl deswegen, weil er zu den Aufsätzen zählt, die Missong angeblich nicht aus Überzeugung, sondern unter dem Druck Eberles verfasst haben soll. Richtig ist allerdings, dass Missong niemals einem »Rassen-Antisemitismus« huldigte und nach Hitlers Machtübernahme entschieden gegen den Antisemitismus in Deutschland Stellung nahm, ob er nun von den Nationalsozialisten selber oder von deutschen Katholiken kam.

Damit kommen wir zu den ausgewählten Schriften Missongs. Die aufgenommenen Werke sind in vier Themenbereiche gegliedert. Der erste Abschnitt hat Missongs Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in den Jahren 1932 bis 1938 wie nach 1945 zum Gegenstand. Vor allem die Ausschnitte aus seinen bereits 1932 unter dem Namen Thomas Murner veröffentlichten »Nazispiegel« offenbaren einen kritischen Beobachter, der mit einer erstaunlichen, fast prophetischen Klarsicht die verheerenden Auswirkungen der menschenverachtenden Ideologie des Nationalsozialismus zum Ausdruck brachte. So sah Missong damals schon voraus, wohin die Rede vom »lebensunwerten Leben« führen würde: zur physischen Vernichtung Behinderter und »nieder-rassiger Völker«, worunter vor allem die Juden zu verstehen seien. In die gleiche Richtung gehen mehrere unter verschiedenen Pseudonymen für den »christlichen Ständestaat« verfasste Aufsätze. Hervorzuheben ist Missongs klare und durchaus objektive Auseinandersetzung mit Bischof Alois Hudal und seiner Schrift »Die Grundlagen des Nationalsozialismus«. Denjenigen Historikern, die heute dabei sind, Hudal wenigstens teilweise zu rehabilitieren, sei die Lektüre der Überlegungen Missongs zu diesem Werk empfohlen. Kritisch anzumerken ist nur, dass der Vertreter der »österreichischen Nation« Missong nicht das geringste Verständnis für die – auch durch die geographische Herkunft des Bischofs bedingte – großdeutsche Einstellung Hudals aufbringen konnte. Hinzuweisen ist schließlich darauf, dass Missong im Nationalsozialismus im Grunde eine typisch deutsche Angelegenheit sah, was der bis in die jüngste Gegenwart hinein fast allgemein vertretenen österreichischen These von der Opferrolle Österreichs entspricht.

Der zweite Abschnitt umfasst die Aufsätze Missongs aus den Jahren 1927 bis 1950 zum Thema »Österreichische Nation«, ein Begriff, der bei Missong allerdings erst nach 1945 auftaucht. Wie bereits eingangs bemerkt, ging es Missong wie seinen Mitstreitern um die österreichische Identität nach dem Untergang der Donaumonarchie. Anders als etwa Dollfuß sah er in Österreich nicht einen abgetrennten Teil Deutschlands oder einen »zweiten« – besseren – deutschen Staat. Dass er dabei den in den romanischen Ländern gültigen Begriff der Staatsnation ins Feld führte und ihn dem Herderschen Nationsbegriff (Einheit von Sprache, Geschichte und Kultur) entgegenstellte, war genau so zukunftsweisend wie seine gesamteuropäische Sichtweise. Anders muss in den Bereich ideologischer Verkürzungen und völkerspsychologischer Stereotypen und Vorurteile verwiesen werden. Hierher gehört seine Konstruktion eines »österreichischen Volkscharakters«, der dem »deutschen Volkscharakter« entgegen gestellt wird. Entsprechend dem Deutschlandbild anderer Völker (Italiener, Franzosen und Engländer) werden in pauschalisierender Weise aus den »Deutschen« kalte, kriegslüsterne, auf Welteroberung sinnende Preußen. Dazu kommt bei Missong ein übersteigertes antideutscher Affekt, der nicht allein mit der Suche nach österreichischer Identität in Abgrenzung vom »Alten Reich« zu erklären ist, sondern bei dem in Deutschland geborenen Sohn einer österreichischen Mutter und eines deutschen patriotischen Vaters fast nur noch tiefenpsychologisch als Ausdruck seines »Vatermordes« verstanden werden kann.

Missongs Auseinandersetzung mit dem Sozialismus ist ein dritter Abschnitt gewidmet. Wirtschaftsfragen und der Marxismus stehen dabei im Vordergrund. Hier finden sich erwägenswerte Anregungen. Hingewiesen sei besonders auf eine Abhandlung über den »Linkskatholiken« August Zechmeister, für dessen Vorstellungen Missong durchaus Sympathien aufbringt, auch wenn er dessen eindeutige Positionierung im sozialistischen Lager nicht mitvollziehen kann.

Der vierte und letzte Abschnitt widmet sich den Themen Politik, Staatsrecht und Staatsphilosophie. Hier – wie auch schon in den vorangehenden Abschnitten – stechen die Beiträge in den von Missong in den Jahren 1946 bis 1950 herausgegebenen »Österreichischen Monatsheften« durch die in ihnen zum Ausdruck kommende souveräne intellektuelle Beherrschung der jeweiligen Thematik hervor. Dabei kommt etwa die nach Kriegsende wieder auflebende Frage nach internationalen Organisationen zur Sprache. Nicht uninteressant ist jedoch vor allem Missongs Stellung zur Entwicklung der Österreichischen Volkspartei, bei deren Gründung er nicht unbeteiligt war, auch wenn er schon bald nicht mehr mit allem einverstanden war, was zum Programm dieser »christlichen« Partei gehörte. Dabei kommt denn auch endlich ein Thema ausführlicher zur Sprache, das im Titel der vorliegenden Edition angesprochen wird, das aber bis dahin eher marginal erscheint, es sei denn man verwechsle den Begriff Katholizismus mit dem Begriff Christentum. In den im letzten Abschnitt vorgestellten Beiträgen, die sich speziell dem Thema »Christentum und Politik« zuwenden, ist dies anders, so wenn die Frage gestellt wird: »Gibt es eine christliche Politik?«, wobei die Antwort durchaus differenziert ausfällt. Was Missong über »Politik aus christlichem Gewissen« zu sagen weiß, ist auch heute noch bedenkenswert.

Zum Schluss ein Wort zu den Fußnoten. Zu begrüßen ist, dass alle vorkommenden Personennamen verifiziert werden. Allerdings geschieht dies bisweilen etwas dilettantisch-schülerhaft. Selbstverständliches wird gesagt, Wichtiges sucht man vergebens. Es fehlt nicht an Vereinfachungen und Verkürzungen. So wird die Anmerkung zu Carl Schmitt der Bedeutung dieses Mannes kaum gerecht. Bei dem Namen Anton Günther hätte vielleicht als weitere Möglichkeit neben dem Prager Dichter und Liedersänger auch der gleichnamige Wiener Philosoph angeführt werden müssen, der immerhin als bedeutendster katholischer Philosoph des 19. Jahrhunderts gilt und einem Missong sicher bekannt war. *Otto Weiß*

Katholische Theologie im Nationalsozialismus. Bd.1/1: Institutionen und Strukturen. Hg. v. DOMINIK BURKARD und WOLFGANG WEISS. Würzburg: Echter 2007. 694 S. Geb. € 29,80.

Es muss gleich zu Beginn gesagt werden: der hier anzuzeigende Band wiegt schwer. Und das keineswegs nur oder vor allem, weil er mit seinen 694 Seiten wie Blei in den Händen liegt. Nein, sein Gewicht hat dieser nachgerade enzyklopädisch zu nennende Band durch das Projekt, das ihm zugrunde liegt und die große Lücke, die es zu füllen angetreten ist. Und da wird er »nur« der Anfang sein (ein Halbband und zwei weitere Bände sind in Planung). Aber was für einer.

Doch der Reihe nach. Das Projekt »Katholische Theologie im Nationalsozialismus«, für das die beiden Würzburger Kirchenhistoriker *Dominik Burkard* (Jahrgang 1967) und *Wolfgang Weiß* (Jahrgang 1957) verantwortlich zeichnen und das seinen Auftakt im September 2006 mit einem ersten Symposium (in Zusammenarbeit mit der Katholischen Akademie Domschule, Würzburg) nahm, ist ebenso ehrgeizig wie mutig. Und vor allem dies: überfällig. Es brauchte wohl Kirchenhistoriker dieses (in Wissenschaftskategorien gesprochen) jungen respektive jugendlichen Alters, um ein solches Projekt überhaupt zu initiieren, aber auch zu stemmen.

Dass es dazu Mut brauchte, das ist gewiss nicht übertrieben. Wohl alle Theologiestudierenden der Nachkriegszeit bis herauf in die 1980/90er Jahre kennen dieses seltsam anmutende Schweigen der allermeisten ihrer Professoren, was das Verhältnis von katholischer Theologie und Nationalsozialismus angeht. Es kam noch in den 80er Jahren fast schon einem Tabubruch gleich, stellte man in Gesprächen oder Seminaren die Frage nach der Integrität von Theologenköpfen respektive ihrer theologischen Entwürfe und Konzepte, die in der Zeit zwischen 1933 und 1945 entstanden waren. Das betretene Schweigen spiegelte aber nicht nur das Unvermögen einzelner, sich der Frage nach Affinität und Anpassung, nach Widerspruch und Resistenz von Theologen und theologischer Disziplinen vor dem Hintergrund nationalsozialistischer Totalität zu stellen und damit auch die eigenen theologischen Lehrer und die Lehrtradition, in der man »groß« geworden war, zu hinterfragen.